

**Die Frau v. Staël Deutschland entdeckt hat.** Im Jahre 1814 erschien in Paris ein viel besprochenes Buch über Deutschland. Die erste Auflage hatte die kaiserliche Polizei vier Jahre zuvor einstampfen lassen. Die in London 1813 veranstaltete Ausgabe war in drei Tagen vergriffen. Es war das Buch *De l'Allemagne* der Frau v. Staël. Napoleon zum Trotz hat es dem damaligen Frankreich deutsches Wesen und Geistesleben erschlossen. Entdeckt, sagt die Geschichte der französischen Literatur. So neue und freie Ausblicke eröffnete das Werk einem an herkömmliche Formen gebannten Geist. Seine Darstellung war lückenhaft und wenig eindringend, aber so lebensfrisch, daß es jenseits des Rheins lange als Spiegel deutschen Denkens und Lebens galt. Erst die Ereignisse von 1870 offenbarten vielen Franzosen zu ihrer Überraschung ein anderes Deutschland.

Bevor Frau v. Staël ihre Eindrücke in dem berühmt gewordenen Buch zusammenfaßte, hatte sie von ihrer ersten deutschen Reise eine Reihe von Briefen an ihren Vater, Jacques Necker, den Finanzminister Ludwigs XVI., geschrieben. Sie sind erst kurz vor dem großen Kriege vom Grafen d'Haussonville, einem Verwandten der geistvollen Frau, in der *Revue des deux mondes* (Mai und Juni 1914) veröffentlicht worden. Man sieht da, wie fremd die Salondame anfangs dem deutschen Charakter gegenüberstand. Wenn trotzdem so viel Wohlwollen ihre Schilderungen durchzieht, so erklärt sich das nicht allein aus dem noch von Brunetière betonten Geist des Widerspruchs gegen Napoleon, sondern man gewahrt mit stillem Ergötzen, wie die selbstgefällige Verbannte sich in der Teilnahme sonnt, die man ihrem Schicksal entgegenbringt, und in der Bewunderung, die das anfangs so kulturlos scheinende Deutschland einem ihrer Romane zollt. Da sie auf Napoleons Gebot 40 Meilen von Paris entfernt bleiben muß, zieht sie es vor, bei den Deutschen bekannt zu sein, statt in einer französischen Provinzstadt vergessen zu werden.

Die Reise, die bis Mai 1804 dauern sollte, begann im November 1803. Am 19. November berichtet ein Brief aus Frankfurt a. M.:

„Soweit ich sehe, behandelt man mich hier gut, aber Frankfurt ist eine Stadt ohne Mittel für Aufklärung. Alles Hausgerät in Deutschland ist unausgeleuchtet. Essen, Bett, Ofen, alles macht einen peinlichen Eindruck, und alles, was bei den Deutschen nicht vornehm ist, erscheint unsern Lebensgewohnheiten und unserem Geschmack nicht ganz menschlich. Ich zittere vor den vier Monaten, auf die ich mich eingelassen habe. . . . Die Neugierde, die ich erzeuge, ist selbst hier lebhaft, aber . . . es ist unmöglich, anderswo zu leben als in seiner Heimat, und wenn diese Heimat Paris ist, dann hat man sich an ein Zauberland gewöhnt. Die Zeitungen sind hier ebenso zaghaft wie in Paris. Die Deutschen sind von Natur aus vorsichtig; sie verschließen ihre Ansicht in einem Schrank, wie etwas, was man nicht einmal am Sonntag braucht.“

„Am meisten hat mich ein deutsches Schauspiel, ein Stück *Rohrbues*, interessiert, das zugleich auch das Wesen des Katholizismus gründlich erklärte. (Es waren die ‚Kreuzfahrer‘, worin eine Nonne von der wütenden Oberin verurteilt wird, lebendig begraben zu werden!) Alles wurde so vorgetragen und angehört, daß die Wirkung so schnell sein muß, wie die eines Wassertropfens, der einen Felsen erst im Laufe der Jahrhunderte durchbringt.“



Der Herzog von Gotha, dem sie doch öfters begegnet ist, hat sie noch nicht besucht! „Die Anziehungskraft, die der Geist sonst ausübt, ist hier eben Null. Ach, finde mir ein Mittel, mich wieder in Frankreich einzurichten. . . Für mich gibt's nur Paris; ich verabscheue Deutschland. Für Neuigkeiten interessiert sich niemand; sie müssen schrecklich sein, um den dreifachen Wall: Gewohnheit, Essen und Tabakspfeife, durchbrechen zu können.“

Sie bat Joseph Bonaparte um seine Fürsprache beim ersten Konsul. Ein paar Worte, die sie der Weiterreise enthoben, würde sie wie Himmelstau aufnehmen. Der Tau kam nicht.

Sie muß weiter, sie hat Frankfurt übersatt. Man hat sie gewiß sehr gut aufgenommen, aber ein scharfes Auge könnte wahrnehmen, daß ihr Republikanismus verstimmt. Die literarischen Größen in Weimar bieten einen genügenden Vorwand zur Weiterreise.

„Man versichert mir, ich würde in Sachsen eine ausgezeichnete Aufnahme finden; wohl möglich von seiten einzelner Persönlichkeiten, aber ich muß immer befürchten, die Höfe vermerken meine Ungnade, meinen Republikanismus und meinen Geist übel; es ist das mehr als genug, um in Schrecken zu setzen. . . Der deutsche Charakter ist so schüchtern, daß eine Frau auf meine Frage, welches der beste Arzt der Stadt sei, nicht zu antworten wagte.“

Auf dem Wege nach Weimar: „Welch ein Unternehmen ist doch eine Reise durchs nördliche Deutschland mitten im Winter! Überall vier Fuß Schnee, nichts als Schnee, kein Baum, keine Bodenerhebung, nur Schnee, Schnee bis zum Horizont.“

Sie erfährt, der Hof scheint sie sehr gut aufnehmen zu wollen. „Aber es heißt, die großen Männer (Goethe und Schiller) hätten eine schreckliche Angst davor, mit mir Französisch zu sprechen; man weiß nicht, ob sie sich nicht aus Furcht davon machen. Mein Erfolg zu Weimar ist also unsicher. . . Es gibt nichts Schwerfälligeres, nichts, was an Geist und Körper weniger aufgeweckt ist, als die deutschen Männer. Bis zur Stunde begreife ich nicht, wie sich die Frauen in etwas anderes als in das Ideal von einem Mann verlieben können; denn es gibt keine traurigere Wirklichkeit als diese Männer, die sie doch heiraten müssen. Die Deutschen sind keine Nation, und der erste Konsul kann mit ihnen machen, was ihm beliebt, nicht mit ihrer Zustimmung, aber ohne ihre Zustimmung, was auf eines hinauskommt. . . Mit der Begeisterung für Bonaparte ist's in Deutschland aus, die Aristokraten sind für die Engländer, die Demokraten sind Republikaner, aber es gibt keine einigende, tatkräftige öffentliche Meinung in Deutschland, jeder denkt und raucht für sich. In der Bildung zeigt sich das 18. Jahrhundert, aber in den Sitten noch altfränkisches Wesen. Die mittelmäßigen Männer sind mittelmäßiger als irgendwo sonst. Kurz, ich habe die Idee, man könne hier leben, aufgeben. . . Der Eindruck, den der Deutsche gewöhnlich macht, ist der von Gutherzigkeit, Schüchternheit, gesundem Menschenverstand, Steife und Gelehrsamkeit.“

Mit der Ankunft in Weimar, 13. Dezember 1803, beginnt sofort der Umschwung in Stimmung und Urteil. Die schmeichelhafte Aufnahme entspricht zu sehr den Absichten, die sie nach Deutschland führten. Sie entdeckt, daß die Ungnade Napoleons ihr hier mehr nützt als schadet, daß sie der Gegenstand, ja der Mittelpunkt des Interesses, der Unterhaltung und allgemeiner Bewunderung ist. Sie berichtet das vom ersten Tage an.



„Hier werde ich Goethe, Schiller usw. treffen. Was Geist besitzt, hat sich, wie es heißt, geküßt, mich zu empfangen. Dieses Land ist gewiß kultiviert; ich muß es dafür halten; denn ‚Delphine‘ (ihr Roman, eine Art Selbstbiographie) ist in der ganzen hiesigen Gegend bekannt, und man sagt mir in schlechtem Französisch: Die Delphine ist sehr charmant. Ist's nicht seltsam, daß sie auf die Deutschen mehr Eindruck gemacht hat als auf die Franzosen?

„Man ist hier außerordentlich gut gegen mich. Einladungen bei Hofe, Besuch des Herzogs . . . kurz, mehr Aufmerksamkeit und Güte ist nicht möglich. Das gleiche gilt von der Gesellschaft und von Wieland, Schiller usw. Hier und in ganz Sachsen haben die letzten Schriften der Gesellschaft ‚Delphine‘ gelesen; die Eigenliebe kann nicht mehr wünschen. . . . All das benimmt das Leid, gibt aber keine Freude; Freude, das ist Liebe, Paris oder Macht; eines von den dreien ist notwendig, um Herz, Geist und Tätigkeit ganz in Anspruch zu nehmen.

„Das deutsche Lesepublikum ist sehr leicht zu befriedigen; ein solches Publikum verdirbt das Talent der Schriftsteller.

„Der erste Konsul wird hier beurteilt, wie ich ihn beurteile; die öffentliche Meinung hat sich wohl gebildet, zeigt aber kein Leben. . . . Idealismus, Ästhetik, religiöse Fragen bewegen hierzulande die Geister mehr als die Politik.

„Ich interessiere mich hier immer noch für philosophische und literarische Ideen. Es ist eine ganz neue Gedankenwelt für mich. . . . Ich beschäftige mich mit dem Plan eines Buches über Deutschland; die Aufzeichnungen dazu wachsen jeden Tag an. . . . Diese Deutschen sind ein sonderbares Volk. Mit der größten Ruhe der Welt verbinden sie eine fabelhafte Einbildungskraft. Sie sind nicht so empfindungsfähig wie die Franzosen, nicht Eindrücken unterworfen wie die Italiener. Sie schaffen sich eine ideale Welt mit ganz neuen Vorstellungen. Der Weg dahin ist mir unbekannt. Der Mann, der hier alle überragt, ist zweifelsohne Werther (so!) Goethe. Seine Eigenliebe ist ebenso seltsamer Natur wie seine Einbildungskraft. Er glaubt sich übernatürlich inspiriert. . . . Er zieht mich an durch seine erstaunliche Geistesstärke in der Zerlegung der Begriffe und die überraschenden Bilder seiner Phantasie. . . .

„Es gefällt mir recht gut in Deutschland, und ich gewinne so viel neue Ideen, daß ich noch gerne drei Monate hier verweile. . . . Es hat sich von hier aus ein großes Wohlwollen gegen mich verbreitet. Das Wohlwollen in diesem Land läßt sich mit dem in keinem andern vergleichen. Diesen Deuten ist die Geringschätzung unbekannt. Sie entrüsten sich, sie hassen, aber nie würdigt Mittelmäßigkeit die Überlegenheit herab. Wir werden von allem dem sprechen; ich habe wirklich viel zu sagen über Philosophie, Literatur, Volkscharakter.“

Im Begriffe, nach Berlin aufzubrechen, wo sie sich neue Erfolge verspricht, schreibt sie:

„Du hast wirklich recht, da Du sagst, ich verlasse meine Familie, wenn ich Weimar verlasse. Gestern weinte alles beim Abschied. Die Anhänglichkeit, die mir alle bezeugen, hat etwas so Liebevollendes. Ich bin mit Briefen beladen; es sind fünfundzwanzig und mehr. Die regierende Herzogin, die für mich wie eine Mutter ist, hat nach allen vier Enden Deutschlands geschrieben.“

In Berlin fand sie dieselbe günstige oder noch glänzendere Aufnahme, namentlich bei Hofe. Die literarischen Größen Weimars schätzte sie höher als die Berlins. Dagegen habe sie hier eine andere, wichtige Beobachtung gemacht:



„Die Unabhängigkeit der öffentlichen Meinung ist hier unter dem Schutze eines weisen Königs eine ganz andere, als man mir ankündigte. Ich versichere Dir, ich fände mich mit niemand im Widerspruch, wenn ich rebete. . . . Die preussischen Offiziere lieben den vertrauten Umgang mit Franzosen nicht. Es ist nicht wahr, daß die allgemeine Stimmung hier französisch ist, aber man ist durchweg mit einem Frieden ohne Knechtschaft einverstanden.“

Sie ist entzückt über den Geist und das Wissen A. W. Schlegels, den sie nach Coppet mitzunehmen gedenkt.

„Man macht sich keine Idee von dem, was die Deutschen wissen, wenn sie sich darum bemühen. Ihr Tag scheint 48 Stunden zu haben. Das Geheimnis liegt darin, daß sie nie in Gesellschaft gehen. . . .“

„Niemand spricht hier von Politik oder interessiert sich dafür, so daß ich mich nicht in der Lage befinde, keinen Fehler zu begehen. . . .“

Die außerordentliche Frau hatte, wie Vandal in seiner „Geschichte Napoleons“ sagt, immer die Leidenschaft und die Schwäche, sich in die Politik zu mischen. Aber sie ahnte nicht, mit welcher unwiderstehlicher Kraft dieses unpolitische Volk einst die Worte verwirklichen sollte, mit denen sie die Vorrede zu ihrem Buch über Deutschland schloß: „Ich habe Deutschland als die Heimat des Gedankens bezeichnet. In wie viele edle Taten hat sich dieser Gedanke verwandelt! Die Unabhängigkeit der Seele wird auch die der Staaten begründen.“

D. Wolfinger S. J.

